

Insgesamt also eine anschauliche, gut lesbare und methodisch meist einwandfreie Arbeit, die demonstriert, welche wesentlichen Fragen zur Siedlungsarchäologie mit GIS-Programmen behandelt werden können, der ich aber mehr Mut zur Kürze und zur eigenen Meinung gewünscht hätte.

D-26121 Oldenburg
Ofener Straße 15
E-Mail: Jana.Fries@NLD.Niedersachsen.de

Jana Esther Fries
Niedersächsisches Landesamt
für Denkmalpflege

HEIDI PETER-RÖCHER, Gewalt und Krieg im prähistorischen Europa. Beiträge zur Konfliktforschung auf der Grundlage archäologischer, anthropologischer und ethnologischer Quellen. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie, Band 143. Dr. Rudolf Habelt GmbH, Bonn 2007. € 68,-. ISBN 978-3-7749-3504-4. 343 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Diagrammen.

Der Titel des zu besprechenden Buches verspricht einen gewichtigen Beitrag zu einem Kernthema einer kulturanthropologisch orientierten Urgeschichtsforschung. Diese Erwartungshaltung wird noch dadurch verstärkt, dass die Verf. wiederholt betont, das Thema ‚Gewalt und Krieg‘ sei in der Archäologie bisher entweder missachtet oder aber nicht angemessen behandelt worden (z. B. S. 105). Neben einer Fixierung aufs Antiquarische werden dafür vor allem ideologische Voreingenommenheiten auf Seiten der beteiligten Forscher verantwortlich gemacht. Die bis heute prekäre Quellensituation und erkenntnistheoretische Probleme, wie sie mit der Führung eines Indizienbeweises zwangsläufig verbunden sind, scheint Verf. hingegen als Argumente nicht gelten lassen zu wollen.

Wie ein Leitmotiv durchzieht die gesamte Studie eine Polemik gegenüber der These, Krieg sei ein in menschlichen Gesellschaften seit dem Paläolithikum vorherrschendes und erst spät ‚gezähmtes‘ Merkmal. Diese Vorstellung ist nach Ansicht der Verf. das Resultat der in den 1990er Jahren erfolgten Ersetzung des älteren ‚Mythos des friedlichen Wilden‘ durch einen ‚Mythos des kriegerischen Wilden‘ (S. 7), wie er etwa in L. KEELEYS „War before civilization“ (1996) zum Ausdruck komme. Ein konsequentes Quellenstudium erlaube es, diesen neuen Mythos aufzulösen und an seine Stelle Faktenwissen zu setzen. Dabei komme der Prähistorischen Archäologie eine Schlüsselrolle zu, da sie – anders als die Ethnologie – auf Zeiten vor der europäischen Einflussnahme zurückblicken könne.

Im gleichen Sinne äußerte sich bereits 1941 V. Gordon CHILDE in einer kleinen, in der vorliegenden Studie leider nicht berücksichtigten Schrift zum selben Thema (War in Prehistoric Societies. Sociol. Review 33, 1941, 126–138; hier 127). Anders als Peter-Röcher wandte sich Childe seinerzeit indes gegen die Vorstellung, Krieg sei eine Institution, die in nichtstaatlichen Gesellschaften quasi fehle und erst relativ spät in der Geschichte auftrete. Die Vorstellung vom pazifistischen Charakter der meisten vorstaatlichen Gesellschaften lehnte er – wiewohl selbst in der pazifistischen Bewegung aktiv (B. G. TRIGGER, Gordon Childe. Revolutions in Archaeology [London 1980] 33f.) – als empirisch unbegründet ab. Gewaltsame Konflikte habe es aus unterschiedlichen Motiven auf allen Stufen der menschlichen Entwicklung gegeben (ebd. 118). Der archäologische Befund spreche hier, ungeachtet aller Unsicherheiten bei der Deutung der verfügbaren Quellen (seinerzeit primär Waffenfunde und Verteidigungsanlagen) eine klare Sprache. Allerdings vermochte Childe keine eindeutige Tendenz in der Entwicklungsgeschichte des Krieges zu erkennen, weshalb er die für sein Denken so entscheidende Suche nach Regelmäßigkeiten in diesem speziellen Bereich letztlich aufgab (s. TRIGGER a. a. O. 115 f.). Auch sah er Krieg nicht als eine feste kulturelle Institution, sondern primär als Folge bestimmter sozialökonomischer und demographischer Verhältnisse.

Unzutreffend ist Peter-Röchers Einlassung, Childe habe „die Prähistorie als Kriegsgeschichte“ gesehen und „mit Bedauern“ das Fehlen von Indizien für kriegerische Gewalt im donauländischen

Kreis des Neolithikums zur Kenntnis genommen (S. 105). V. G. CHILDE (Soziale Evolution [Frankfurt a. M. 1975] 48) hat sich im Gegenteil dezidiert gegen eine Reduzierung des Faches auf „zu einen dürftigen Abklatsch der verstaubten Politik- und Militärgeschichte“ ausgesprochen. Ihm ging es nicht um Wanderungen, Eroberungen oder Kriege, sondern um die Frage, wie die von ihm archäologisch untersuchten Gesellschaften funktioniert haben. Insofern gilt er heute zu Recht als ein Pionier einer archäologisch begründeten Sozial- und Strukturgeschichtsschreibung (TRIGGER a. a. O.).

In den weiteren Kontext einer Sozialarchäologie muss sich auch die aktuelle Beschäftigung mit der Frage nach Krieg und Gewalt in der Ur- und Frühgeschichtsforschung einordnen. Bei Peter-Röcher geschieht dies durch eine lockere Anknüpfung an die neoevolutionistischen Theorien der amerikanischen Kulturanthropologie. Die von ihr konstatierte Tendenz einer erheblichen Zunahme der Gewalt im Laufe der Zeit und zwar sowohl hinsichtlich der Quantität als auch hinsichtlich der ‚Qualität‘ (letztes „bezogen auf die Tötungsabsicht und die Brutalität“, S. 7) wird in Beziehung zur Entwicklung komplexerer politischer Organisation gesetzt: „Lange Zeit dominierten persönlich motivierte und persönlich oder verwandtschaftlich organisierte Auseinandersetzungen, die nur selten annähernd vergleichbare Ausmaße und Folgen hatten, wie sie für Kriege zwischen und innerhalb von Staaten typisch sind“ (S. 7). Eine differenzierte Auseinandersetzung mit den verfügbaren Modellen sozialen Wandels und der ihnen zugrundeliegenden Begrifflichkeit unterbleibt allerdings.

Auch erscheint der Gewalt-Begriff bei Peter-Röcher seltsam eindimensional, reduziert einzig auf physische Gewaltanwendung. Der Doppelcharakter der Gewalt, wie er etwa im Begriffspaar *potestas* und *violentia* zum Ausdruck kommt, bleibt unberücksichtigt. Der Zusammenhang mit Konzepten wie Macht, Legitimation und Herrschaft wird nicht erörtert. Das gleiche gilt für das Verhältnis physischer und struktureller Gewalt. Die Möglichkeit struktureller Gewalt scheint erstaunlicherweise nur an einer Stelle der Arbeit auf, wo vor einer „gewaltsamen“ Unterordnung der historischen Fakten unter sozialwissenschaftliche Modelle gewarnt wird (S. 58). Eine solche Aussage konterkariert den kulturanthropologischen Anspruch der Studie und offenbart eine Verhaftung der Argumentation im kulturhistorischen Paradigma der traditionellen Urgeschichtsforschung. Die alte Rankesche Frage nach dem „wie es eigentlich gewesen“ tritt hier an die Stelle des Versuches einer Erklärung kultureller Differenzen und Entwicklungen. Dieser Grundhaltung entspricht das Postulat großer regionaler und zeitlicher Differenzen im Hinblick auf das Gewaltniveau innerhalb der Urgeschichte, auch wenn Verf. einräumen muss, dass diese Unterschiede im Detail noch schwer zu erkennen seien (S. 7).

Bei der Beurteilung des Gewaltniveaus einer Gesellschaft / Epoche misst Verf. den Ergebnissen der physisch-anthropologischen Forschung eine überragende Bedeutung zu. Während die „Existenz von Waffen oder befestigten Siedlungen lediglich Möglichkeiten, Befürchtungen und Bedrohungen“ belege, lasse sich das tatsächliche Ausmaß an körperlicher Gewalt „nur an den menschlichen Skelettresten oder an einer Kombination verschiedener Merkmale ablesen“ (S. 187). Neben der Frequenz der Verletzungen lieferten auch Art und Schwere der Traumata durch Waffengewalt wichtige Indizien im Hinblick auf die Art und Weise, wie bewaffnete Auseinandersetzungen ausgetragen worden seien.

Den empirischen Kern der Studie bildet dementsprechend eine chronologisch breit angelegte, vergleichende Analyse der Ergebnisse von anthropologischen Aufarbeitungen von Gräberfeldern und sonstigen Skelettfundkomplexen im Hinblick auf Spuren körperlicher Gewalt. Darüber hinaus versucht Verf. auch aus der Zusammensetzung der untersuchten Skelettpopulationen nach Alter und Geschlecht Rückschlüsse auf die Frequenz von Gewalt bzw. Krieg zu ziehen. Andere Faktoren (Waffen, Befestigungsanlagen usw.) werden demgegenüber unter Ideologieverdacht gestellt und allenfalls sekundär berücksichtigt. Diese apriorische Bevorzugung einer einzigen Quellengattung bei der Behandlung eines so komplexen Problems wie der Gewaltfrage scheint mir fragwürdig.

Trotz dieses Fokus auf Skelettfundkomplexe macht die eigentliche Auswertung der archäologisch-anthropologischen Daten (Kap. VI, S. 152–186) allerdings insgesamt nur einen relativ kleinen Teil der Arbeit aus. Ihr vorangestellt sind umfangreiche grundsätzliche Erörterungen zu einer Anthropologie des Krieges (Kap. I–IV, S. 14–104) sowie zu den methodischen Grundlagen des Nachweises von kriegerischen Handlungen und Gewalt anhand archäologischer Quellen (Kap. V, S. 105–151). Die Arbeit beschließt eine kurze Zusammenfassung der Ergebnisse mit Ausblick (Kap. VII, S. 187–190). In den Text sind 70 Abbildungen integriert (zumeist Tabellen, wenige Karten und wenige echte Abbildungen).

Der beigegefügte Katalog (S. 191–302) listet in chronologischer Ordnung insgesamt 398 Fundplätze vom Neolithikum bis in die Neuzeit mit einschlägigen Befunden (v.a. Gräberfelder) auf. Neben den Rahmendaten zur demographischen Struktur der Skelettpopulationen sind vor allem Gräber bzw. Skelettelemente mit Gewaltspuren aufgenommen worden. Entgegen einer expliziten Aufforderung der Verf. (S. 174) ist die kompakt gehaltene Zusammenstellung selbst allerdings nicht zur Lektüre geeignet. Sie erfüllt primär die Funktion einer Referenzliste für in der statistischen Auswertung berücksichtigte bzw. im Haupttext erwähnte Funde. 149 der aufgenommenen Gräberfelder wurden zudem bezüglich ihrer Zusammensetzung nach Alter und Geschlecht statistisch ausgewertet und die Ergebnisse in Form einfacher Diagramme dem Katalog hinzugefügt. Der Katalog erschließt auch die für sich genommen wenig aussagekräftigen und in der Auswertung auch nicht weiter berücksichtigten Verbreitungskarten der Befunde aus einzelnen Epochen (Abb. 26–37; 52–57).

Insgesamt ist die Studie eindeutig diachron angelegt, Fragen der Verbreitung im Sinne einer kulturellen Geographie spielen in der Argumentation so gut wie keine Rolle. So machen die vorgelegten Kartierungen allenfalls deutlich, dass – entgegen dem Titel – der Fokus der Studie nicht auf Europa, sondern eindeutig auf Mitteleuropa liegt. Auf S. 153 wird denn auch explizit der „deutschsprachige mitteleuropäische Raum“ als Schwerpunkt der Untersuchung genannt.

Der Haupttext selbst ist insgesamt gut lesbar, auch wenn die Darlegungen über weite Strecken recht langatmig wirken. Dies hängt vor allem damit zusammen, dass große Teile der Arbeit (Kap. I–V) wie ein kommentierter Zettelkasten aufgebaut sind. Sie bestehen aus einer Aneinanderreihung von aus der einschlägigen Literatur entnommenen ethnographischen, historischen und archäologischen Fallbeispielen, deren Wertigkeit im Hinblick auf die behandelte Fragestellung sehr unterschiedlich ist.

Störend wirkt bei der Lektüre ferner ein Übermaß an rhetorischen Fragen sowie die durchgängig wenig elegante Verschmelzung teilweise überflüssiger englischsprachiger Literaturzitate mit dem deutschen Text (besonders abschreckend: „... bevor ‚the white man saw it (...)‘, und zwar auch an der Küste ...“ S. 34). Dazu kommen missglückte Sprachbilder („es erscheint jedoch erforderlich, nicht alle Frakturen über einen Kamm zu scheren“ S. 122) und Gemeinplätze („massakriert wurde nie zivilisiert“ S. 174). Schwerer noch wiegt, dass Verf. nicht selten Zuflucht zu vulgärpsychologischen Mutmaßungen nimmt („nur an das Töten gewöhnte und damit in gewisser Hinsicht abgestumpfte sowie asoziale Personen ermorden kaltblütig“ S. 174) oder sich in ihrer Argumentation auf vermeintliche menschliche Universalien zurückzieht (z. B. S. 100: „Der Mensch ist ja keineswegs von Natur aus edel und gut, sondern im Rahmen der jeweiligen Ideologie seiner Gruppe eher pragmatisch und auf den eigenen Vorteil bedacht“), die sie in anderem Zusammenhang (S. 93) explizit zurückweist. Dadurch wird im Grunde eine kontextbezogene Erklärung ethnographischer bzw. archäologischer Befunde unmöglich gemacht. Besser wäre es gewesen, sich hier von der Einsicht der Historischen Anthropologie leiten zu lassen, dass der Mensch vor allem eines ist: offen für Veränderungen und anpassungsfähig.

Die einschlägige ur- und frühgeschichtliche und physisch-anthropologische Fachliteratur ist recht umfassend in die Diskussion einbezogen worden. Dies trifft nicht auf die – zugegeben sehr viel

schwerer überschaubare – sozial- und verhaltenswissenschaftliche Literatur zum Thema. So fehlt etwa eine Bezugnahme auf die gesamte herrschaftssoziologische Debatte von Max Weber bis Michel Foucault. Als noch fataler für das Anliegen der Verf. erweist sich indes die Tatsache, dass die für die behandelte Fragestellung zentrale und bis heute andauernde Kontroverse um N. Elias Thesen zum „Prozeß der Zivilisation“ (bis auf einen sekundären Verweis in Fußnote 35 auf S. 47) mit unberücksichtigt bleibt. So wird das Mittelalter, ungeachtet der fundamentalen Kritik, die an den älteren Anschauungen von Elias und anderen Autoren zwischenzeitlich vorgebracht wurden (G. SCHWERHOFF, Zivilisationsprozeß und Geschichtswissenschaft. Norbert Elias' Forschungsparadigma in historischer Sicht. *Hist. Zeitschr.* 266, 1998, 561–605. – G. ALTOFF, Regeln der Gewaltanwendung im Mittelalter. In: R.P. Sieferle / H. Breuninger (Hrsg.) *Kulturen der Gewalt. Ritualisierung und Symbolisierung von Gewalt in der Geschichte* [Frankfurt a.M. 1998] 154–169.), kurzerhand zu einer Epoche kulturell ungebändigter Gewalt („Man pflegte die höfische Minne, aber massakrierte im wirklichen Leben eher selten nach dem Vorbild ehrenhafter Helden ...“ S. 95) und somit zu einer Kontrastfolie zu einer Urgeschichte, in der die Gewalt noch weitgehend kulturell gebändigt gewesen sei. Eine solche Position missachtet die heute weithin selbstverständliche Einsicht, dass es Mechanismen zur Einhegung der Gewalt auch im Mittelalter und in der Neuzeit gab. Sie übersieht andererseits aber auch die ausgeprägte Zweckrationalität moderner (und historischer?) „Gewaltmärkte“ (G. ELWERT, Gewaltmärkte. Beobachtungen zur Zweckrationalität von Gewalt. In: T. v. Trotha (Hrsg.), *Soziologie der Gewalt. Kölner Zeitschr. Soziol. u. Sozialpsychol., Sonderh.* 37 [Opladen 1997] 86–101).

Was Peter-Röcher andererseits als positive Mechanismen zur Aufrechterhaltung von Gleichgewichten und zur Verhinderung von Eskalationen der Gewalt in urgeschichtlichen Gesellschaften ansieht, nämlich „kriegerische Ideale, martialische Selbstdarstellungen und Schaukämpfe“ (S. 187), könnte man mit gleicher Berechtigung auch mit dem Begriff Kalter Krieg belegen. Und wenn Verf. in der angeblichen Freiwilligkeit der Teilnahme an kriegerischen Aktionen in vorstaatlichen Gesellschaften einen weiteren Beweis für ihre Theorie sehen möchte (S. 95), so übersieht sie, dass Gewalt-handlungen in nichtstaatlichen Gesellschaften immer Teil eines Systems sind, das auf der kulturellen Grundlage der Ehre funktioniert, die den „kulturellen Kitt“ der Gesellschaft bildet. Die führt dazu, dass der Einzelne in seiner Entscheidung nicht in einem Sinne ‚frei‘ ist, wie dies für moderne westliche Gesellschaften gelten mag. Es steht vielmehr immer unter den Blicken der Anderen und befreit sich selbst von deren Blicken her (F. JAEGER, *Der Mensch und die Gewalt. Perspektiven der historischen Forschung.* In: Ders. / J. Straub [Hrsg.], *Was ist der Mensch, was Geschichte? Annäherungen an eine kulturwissenschaftliche Anthropologie.* Jörn Rüsen zum 65. Geburtstag [Bielefeld 2005] 301–323; 311).

Insgesamt erinnert Peter-Röchers romantisierende Vorstellung vom kulturell gezähmten „Krieg“ in der Urgeschichte (der eigentlich gar kein Krieg war) an Philippe ARIES' (Studien zur Geschichte des Todes im Abendland [München 1981]) von der jüngeren Forschung deutlich relativiertes Konzept vom „gezähmten Tod“ (ebd. 19ff.). Diesen sah Ariès als Ausgangsstufe einer dehumanisierenden Entwicklung der Einstellungen zum Tod, mit ganz ähnlichen Entartungserscheinungen, wie sie Peter-Röcher in den Gewaltextzessen der Gegenwart entdeckt zu haben glaubt. Eine solche Position übersieht, dass es selbst im 20. Jahrhundert keine ‚rohe‘, kulturell indifferente Gewalt gibt, sondern dass jede Gesellschaft ihre eigene Form von Gewalt als Teil eines umfassenden Konfliktregelmechanismus entwickelt (L. ELLRICH, Kulturell codierte Gewalt. Die indonesischen Massaker von 1965 / 66 im Lichte der Kulturtheorie von Clifford Geertz. In: SIEFERLE / BREUNINGER a. a. O. 253–279.)

Ich möchte hier nicht Thomas HOBES' („Leviathan“, 1651) Vorstellung vom Naturzustand des Krieges aller gegen alle das Wort reden. Damit würde nur erneut ein Mythos durch einen anderen ersetzt. Angemessener erscheint mir eine pragmatische Sichtweise ähnlich jener, die Childe in der

oben erwähnten Studie vertritt. So gesehen spiegelt der von Peter-Röcher beschriebene archäologisch-anthropologische Gesamtbefund zunächst einmal lediglich Veränderungen in der Waffentechnologie und in der Demographie. Angesichts der größeren Wirk- bzw. Durchschlagskraft der Waffen im Mittelalter und in der Neuzeit im Gegensatz zur Urgeschichte ist es leicht nachvollziehbar, wenn Verletzungen an Skeletten gravierender ausfallen als in den urgeschichtlichen Perioden. Und mit der Verdichtung der Bevölkerung in einzelnen Räumen geht notwendigerweise eine Erhöhung des Konfliktpotentials einher, da die Möglichkeiten einander auszuweichen zwangsläufig geringer werden. Dies allein begründet aber noch nicht die Entstehung eines neuen Verhältnisses der Menschen zum Krieg, solange eine überzeugende Quantifizierung nicht möglich ist. Das Maß an archäologisch fassbarer Gewalt kann jedenfalls nicht ohne weiteres als direkter Ausdruck des Gewaltniveaus einer Gesellschaft genommen werden. Eine Beweisführung, die geeignet wäre um die weitreichenden Thesen der Verf. zu bestätigen, setzte eine viel differenziertere kulturwissenschaftliche Analyse der direkten und indirekten Quellen zur Gewaltanwendung voraus.

Die Probleme des vorliegenden Ansatzes beginnen aber nicht erst auf der interpretativen Ebene, sondern bereits bei den grundlegenden Fragen der Quellenkritik. Dies zeigt sich etwa beim Versuch der Ermittlung des Anteils gewaltsamer Todesfälle in einer Epoche. J. PETRASCH (Mord und Krieg in der Bandkeramik. Arch. Korbl. 29, 1999, 505–516, hier 507 f.) meint, durch Einbeziehung aller archäologisch erfassten menschlichen Skelettreste in eine Gewaltstatistik ein realistischeres Bild der Gewalttrate in einer bestimmten urgeschichtlichen Epoche zu gewinnen, als dies bei einer Beschränkung auf die Gräberdaten möglich ist. Peter-Röcher hingegen plädiert für eine Beschränkung auf die Gräberfelddaten. Ihrer Ansicht nach könne „eine Vermischung von Daten aus Gräberfeldern mit Bestattungen von Massakeropfern [...] Zahlen zwar in die Höhe treiben, jedoch kein realistisches Bild vermitteln, da ganz unterschiedliche Überlieferungsbedingungen gegeben sind“ (S. 124). In der Tat wird das Ergebnis durch ein Vorgehen, wie es Petrasch vorschlägt, nicht zwangsläufig realistischer. In welche Richtung sich die überlieferungsbedingte Verzerrung letztlich auswirkt, ist aber vorderhand nicht zu entscheiden. Dazu müsste das ursprüngliche quantitative Verhältnis der berücksichtigten Befundgruppen bekannt sein. Deshalb ist es letztlich auch keine Alternative, archäologische Funde mutmaßlicher Opfer von Überfällen, Massakern und Tötungen – wie Verf. vorschlägt – „nur intuitiv, nicht ‚mathematisch‘, in die Auswertung einfließen“ (S. 171) zu lassen. Die zu konstatierende Unmöglichkeit einer Quantifizierung bedeutet vielmehr, dass die vorliegenden Befunde in demographischer Hinsicht für sich allein nicht auswertbar sind. Thesen zum gesellschaftlichen Gewaltpotential lassen sich deshalb nur unter Heranziehung der verfügbaren physisch-anthropologischen Daten nicht verifizieren. Die Argumente für die Bevorzugung des einen oder anderen Deutungsmodells müssen deshalb aus anderen Bereichen kommen.

Ähnlich gravierende Schwierigkeiten ergeben sich übrigens bereits bei Berechnung des Anteils gewaltsamer Todesfälle auf der Grundlage ethnographischer Beobachtungen, ein Problem dem sich Verf. ebenfalls annimmt (S. 65 ff.). Allerdings fehlt auch hier eine systematische Synthese der präsentierten Einzelfälle. Auch sind die im Text genannten kriegsbedingten Sterberaten nicht immer direkt miteinander vergleichbar, da sie unterschiedliche Bezugsrahmen (pro Krieg, pro Jahr oder auf Lebenszeit) aufweisen (s. z. B. S. 70–72). Doch selbst wenn man derartige Fehlerquellen ausschließen könnte, wären damit die entscheidenden kulturwissenschaftlichen Fragen zur Gewaltproblematik noch keineswegs beantwortet. Der Wert eines Menschenlebens stellt nämlich keine feste Größe dar, sondern kann sich – wie wir immer wieder erleben müssen – kultur- und epochenspezifisch beträchtlich unterscheiden.

Unhaltbar ist auch die Hypothese, neuzeitliche Hinrichtungen seien als Opfer zelebriert bzw. inszeniert worden, weshalb Menschenopfer generell im Zusammenhang mit der Hinrichtung von Verbrechern, Übeltätern, Hexen und Zauberern, Feinden und Kriegsgefangenen zu sehen seien (S. 108

u. 111). Verf. knüpft hier – ohne sich dessen bewusst zu sein – an die alte „Strafopfertheorie“ der Rechtswissenschaft an, die heute als widerlegt gilt. H.-P. HASENFRATZ (Die toten Lebenden. Eine religionsphänomenologische Studie zum sozialen Tod in archaischen Gesellschaften. Zugleich ein kritischer Beitrag zur sogenannten Strafopfertheorie. Beih. Zeitschr. Religions- u. Geistesgesch. 24 [Leiden 1982] 60 ff.) betont, dass als Menschenopfer nur besonders machtgeladene und edelbürtige Menschen (etwa Könige) in Frage kommen oder solche, die sich sonst etwa durch Jugend oder Schönheit auszeichnen – keineswegs fehlbare, nichtswürdige Individuen wie Verbrecher, die ja strenggenommen überhaupt keine Menschen sind. Die Kategorie des „Strafopfers“ taue deshalb nicht zur adäquaten Beschreibung des „Phänomens“ der Todesstrafe in archaischen Gemeinschaften und noch weniger zur Erhellung von deren „Ursprüngen“. Pauschale Verweise auf Schilderungen antiker Opferpraktiken bei Herodot und Caesar sowie auf die archäologischen Befunde aus dem „keltischen Heiligtum“ von Ribemont-sur-Ancre oder gar auf die heterogene und in der Forschung umstrittene Fundgruppe der Moorleichen sind kaum dazu geeignet, seine Argumente zu entkräften.

Angesichts der angedeuteten Defizite bleibt der Gesamteindruck der vorliegenden Studie ambivalent. Es verdient zweifellos Anerkennung, dass sich die Verf. an eine der großen kulturwissenschaftlichen Fragen herangewagt hat. Letztlich aber wird die vorliegende Arbeit den hochgesteckten Zielen nicht gerecht. Der nichtarchäologische Teil ist nicht nur zu sperrig geraten, er ist auch kulturtheoretisch schlecht fundiert. Zu einem gewissen Eklektizismus bei der Auswahl der Referenzen kommt hinzu, dass die verfügbaren Modelle nicht ausreichend evaluiert, sondern zumeist nur kurzschlüssig in ein Freund-Feindschema eingeordnet wurden. Am Ende verstrickt sich Verf. so in ihre eigene Terminologie des Krieges und sieht letztlich das als bewiesen an, was sie an Vorstellungen bereits vorab formuliert hat.

Ähnliches gilt für die methodischen Überlegungen, also für den Versuch „Kriterien zu entwickeln, mit deren Hilfe Gewalt und Krieg in prähistorischer Zeit genauer zu fassen, zu beschreiben und vor allem zu differenzieren sind“ (S. 187). Die präsentierten Beispiele scheinen danach ausgesucht, ob sie ins Grundmuster der Argumentation der Verf. hineinpassen. Widersprechende Befunde werden nicht diskutiert, ebenso mögliche Grenzen archäologischer Erkenntnis. Eine differenzierte, eng am jeweiligen Befund argumentierende Analyse wichtiger Fundkomplexe fehlt.

Der nützlichste Teil der Arbeit ist zweifellos die vergleichende statistische Analyse wichtiger Skelettfundkomplexe verschiedener Epochen, auch wenn das an die Quellen angelegte Analyseraster sehr grob ist. Leider wird der Befund auch hier im Sinne der im ersten Teil der Arbeit präsentierten Vorannahmen der Verf. überinterpretiert. Die Frage, inwiefern möglicherweise kulturelle oder sonstige Faktoren das Bild der Überlieferung in einzelnen Epochen verzerren, wird nicht systematisch behandelt. Dazu wären konkrete Fallstudien zu begrenzten Quellengruppen unter expliziter Berücksichtigung des jeweiligen soziokulturellen Kontexts nötig gewesen. Ein Beispiel dafür bietet etwa eine jüngst erschienene, von Manfred Korfmann angeregte Dissertation (M. IVANOVA, Befestigte Siedlungen auf dem Balkan, in der Ägäis und in Westanatolien ca. 5000–2000 v. Chr. Tübinger Schr. Ur- u. Frühgesch. Arch. 8 [Münster 2008]).

Blickt man auf die wechselhafte Geschichte der akademischen Debatten um die Rolle der Gewalt in menschlichen Gesellschaften, so könnte man dazu verleitet sein anzunehmen, der wissenschaftliche Wandel spiegele nur die Veränderung gesellschaftlicher Kontexte wider, eine Wahrheit außerhalb kultureller Annahmen gebe es nicht. Verf. liegt, ähnlich wie den meisten der von ihrer Ausbildung her eher pragmatisch orientierten Prähistoriker(innen), eine solche, in der modernen Kulturwissenschaft durchaus geläufige Position fern. Sie glaubt daran, dass es eine faktische Wirklichkeit gibt und dass die Wissenschaft bei sorgfältiger Arbeit etwas über sie in Erfahrung bringen kann. Dieser Zielvorstellung stimme ich im Grundsatz zu. Allerdings ist nicht zu übersehen, dass die Geschichte vieler wissenschaftlicher Themen trotzdem praktisch frei von solchem Faktenzwang ist.

S. J. GOULD (Der falsch vermessene Mensch [Frankfurt a. M. 1988] 17) zufolge gilt dies für solche Themen, die einerseits mit ungeheurer gesellschaftlicher Bedeutung besetzt, andererseits aber mit sehr wenig zuverlässiger Information gesegnet sind. Wo das Verhältnis zwischen Daten und gesellschaftlichen Auswirkungen aber so ungünstig ist, kann eine Geschichte wissenschaftlicher Einstellungen zwangsläufig nur wenig mehr als ein schiefes Abbild des sozialen Wandels sein. Zur dieser Gruppe von Themen gehört zweifellos auch die alte Frage nach Gewalt und Krieg in der Urgeschichte. Ihre Behandlung erfordert deshalb noch mehr als die Bearbeitung vieler anderer Fragestellungen zweierlei: Weitblick und Zurückhaltung.

(Manuskript eingereicht am 10.11.2008)

D-04109 Leipzig
Ritterstr. 14
E-Mail: ulrich.veit@uni-leipzig.de

Ulrich Veit
Universität Leipzig
Professur für Ur- und Frühgeschichte

GABRIELE MANTE, Die deutschsprachige prähistorische Archäologie. Eine Ideengeschichte im Zeichen von Wissenschaft, Politik und europäischen Werten. Internationale Hochschulschriften, Bd. 467. Waxmann Verlag GmbH, Münster / New York / München / Berlin 2007. € 29,90. ISBN 978-3-8309-1691-8; ISSN 0932-4763. 278 Seiten mit 2 Abbildungen.

I

Bei diesem Buch handelt es sich laut Vorwort um die überarbeitete und gekürzte Fassung einer von Johan Callmer an der Humboldt-Universität zu Berlin betreuten Dissertation, mit der G. Mante im Jahre 2004 promoviert wurde. Dem Vorwort ist weiter zu entnehmen, dass Verf. nicht mehr im Fach tätig ist, sie das Buch für „Studenten der Archäologie und der Kulturwissenschaften sowie für alle jene“ geschrieben hat, „die verschiedenen Perspektiven offen gegenüberstehen“. Sie möchte „einen Eindruck von der ideengeschichtlichen Spannweite der deutschsprachigen Archäologie“ geben – ihre Ausführungen würden daher „mehr in die Breite als in die Tiefe“ gehen. Auf Fußnoten, so heißt es zudem, habe sie aus Gründen der besseren Lesbarkeit weitgehend verzichtet, und die Untersuchung folge oft „einem mehr darstellenden als wertenden Ansatz“ (S. 8). Die gewählte Form ist für eine wissenschaftliche Arbeit ungewöhnlich: Verf. lässt den Leser häufig durch eine bewusst persönliche Schilderung an ihrer Reise durch die Ideengeschichte des Faches teilnehmen; auf diese Weise erzeugt sie eine eigentümliche, sicher nicht von allen Lesern gewünschte Nähe (z. B. S. 13).

Nach einer Einleitung, die den Aufbau der Untersuchung erklärt, folgt Kap. 1 mit dem Titel „Forschungsgeschichtliche Präliminarien“. Darin werden anhand einiger Autoren knapp einige Theorieaspekte der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie („Prähistorie“) und dann solche der Wissenschaftstheorie erörtert. Verf. macht dabei deutlich, dass sie sich in besonderem Maße der 1935 im Original veröffentlichten Untersuchung zur „Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache“ des polnischen Biologen und Wissenschaftshistorikers Ludwik Fleck und den darauf aufbauenden, im amerikanischen Original erstmals 1962 vorgelegten Thesen über die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen des amerikanischen Physikers und Wissenschaftshistorikers Thomas S. Kuhn verpflichtet fühlt. Zudem gründet sie ihre Ausführungen auf ein Theoriemodell des kanadischen Prähistorikers BRUCE G. TRIGGER (S. 29 ff. mit Abb. 1 auf S. 277). Trigger unterscheidet drei Theorieebenen, und Verf. möchte dieses Modell anhand der von ihr untersuchten Theorien oder theorieartigen Ansätze testen (S. 31). Es sei vorweggenommen, dass im Verlaufe der Arbeit zwar